

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 15

Artikel: Die Diagnosen des Dr. Zimmertür [Fortsetzung]
Autor: Heller, Frank
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637665>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

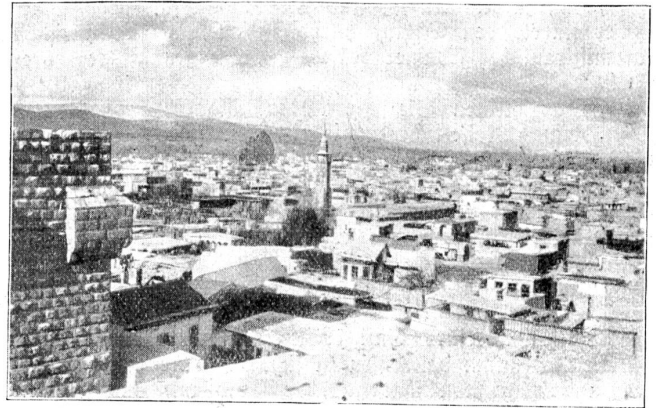
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gar bald entdeckte der Radi die Flucht seines Sohnes. Er lud die ganze Stadt zu sich und saß öffentlich zu Gericht über seinen ungehorsamen Sohn. Dabei bestimmte er, daß der Sohn des Todes sterben solle und sandte zwei Häscher auf schnellen Kamelen aus, den Flüchtigen zu ergreifen.

Nun lebte damals in der Badiet e Scham ein wilder mächtiger Scheif mit Namen Abdullah, der jeden töten ließ, der sein Gebiet betrat. Dessen Reiter entdeckten eines Tages das Mädchen und den Sohn des Radi. Sie führten beide vor den Scheif, damit sie getötet würden. Als der Scheif den Goldreifen mit den drei kleinen Halbmonden am Arm des Mädchens aber sah, ward er tief bewegt. Er fragte den Sohn des Radi nach dessen und des Mädchens Schicksal und als er es gehört hatte, nahm er die arme Mini auf, wie seine eigene Tochter. Den Sohn des Radi aber behandelte er, als ob er sein eigener Sohn gewesen wäre und gebot, daß alle Männer des Stammes ihm solche Ehren erweisen mußten.

Eines Tages führten die Reiter auch die beiden Häscher vor den Scheif, die der Radi ausgesandt hatte, den Sohn zu ergreifen. Der Scheif fragte auch sie nach ihren Schicksalen und sie berichteten, weshalb sie ausgesandt worden seien. Da ergrimmte Scheif Abdullah, reckte die Hand empor und schwur bei allen Suren des Korans vor dem ganzen Stamm: daß er den Radi herausholen lasse aus der Stadt mitten aus seinem Hause, um ihn mit Riemen von des eigenen Leibes Haut zu Tode zu peitschen, wenn er es wage, weiter nach dem Sohne zu fahnden. Mit dieser Botschaft er die Häscher zurück. Als der strenge Radi die Botschaft vernahm, ließ er die Sache ruhen. Denn er war ein weiser Mann und wußte, daß keine Macht der Welt imstande sein würde, den Scheif an der Erfüllung seines Schwures zu hindern. In der Stadt aber redete man davon, daß Abdullah, der Scheif, der Vater von Fatmes Tochter, der armen schönen Mini, gewesen sei, und daß der goldene Reifen die Eigenschaft besessen hätte, die Menschen zu zwingen, so zu tun, wie es ihnen das Herz vorschreibe.“ — — —

Hadschi Abu Ben Oman schwieg. Das Feuer war tief heruntergebrannt, aber niemand rührte sich, es aufzuschüren. Neben mir macht Georg eine hastige Bewegung, die mich auffahren läßt. Undeutlich sehe ich, daß er einen Gegen-



Damaskus.

stand in der Hand hält. Der blendende Strahl meiner Taschenlampe flammt auf, fällt auf den Freund. Ein feiner goldener Reifen ist's mit — — mir stoßt der Herzschlag. Ich erlischt die Lampe, aber ich habe sie deutlich gesehen, die drei kleinen eingepprägten Halbmonde, die der Verliebte mit weitgeöffneten, wie im Fieber brennenden Augen betrachtet. Weiß der Himmel, wo er den Reifen gekauft hat. Mit summendem Kopf versuche ich zu überlegen, Bagdad ist noch weit, in zwei, drei starken Tagesmärschen sind wir in Damaskus....

Weiter ist nichts mehr zu berichten; Georg ist heute verheiratet und die gnädige Frau besitzt den Armreif. Zuweilen wird sie scherzhaft die arme schöne Mini genannt.

Adraf.

Frank Heller: Die Diagnosen des Dr. Zimmertür. Detektivgeschichten.

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich.

11

2.

Aber als der Doktor am nächsten Tage auf das Polizeikommissariat kam, fand er die Situation unverändert, oder vielleicht sogar noch verschlimmert. Der Mann mit der Schußwunde war auf. Er war zur vollen Besinnung gekommen. Aber er schwieg. Er war nicht taub, denn der Laut eines Gloden-signals ließ ihn aufschrecken, aber welche Fragen man auch an ihn richtete, er antwortete mit keiner einzigen Silbe. Der Polizist sprach holländisch, deutsch, englisch und französisch; er sprach überredend, und er sprach energisch, aber das Resultat war dasselbe. Der Mann schwieg.

„Glauben Sie, daß er stumm ist?“ fragte der Polizeikommissar.

„Nein.“

„Was denn? Ist seine Seele bei Gott, wie die Indianer sagen?“

„Der Mann ist nicht schwachsinig“, sagte der Doktor, der das Opfer der Ereignisse der Nacht inzwischen genauer gemustert hatte. „Sehen Sie sich seine Schädelform an, und betrachten Sie seine Hände! Er hat ja eine Stirne wie Heinrich Heine! Und seine Hände sind nicht die Greifwerkzeuge eines Schwachsinigen. Die sind an Arbeit gewöhnt, das sieht man an den Linien. Was für eine Arbeit? Ja, wer das wüßte!“

„Nun, aber warum antwortet er nicht, wenn er weder stumm noch schwachsinig ist?“ fragte der Kommissar ungeduldig.

„Ganz einfach, weil er von Aphasie befallen ist“, antwortete der Doktor, „er hat die Sprache vergessen.“

Der Kommissar riß die Augen auf.

„Kann man die Sprache vergessen?“

„Das kann man! Ich habe einen Menschen getroffen, der nur eine Streifwunde von einer Flasche an der Schläfe bekommen hatte; aber er hatte eine so komplette Aphasie, daß es Jahre dauerte, bis er wieder sprechen lernte. Aber nicht genug damit — er lernte seine Muttersprache überhaupt nie anders sprechen wie ein Ausländer.“

Der Kommissar stieß einen Pfiff aus.

„Und er war Ausländer“, fuhr der Doktor mit einem fernen Blick fort, „er war Ausländer, wie wir alle Ausländer sind, verbannt in die Materie und den Körper. Wenn wir als Kinder dorthin verbannt werden, lernen wir rasch die Sitten des fremden Landes, wir lernen als Virtuosen auf jenem Instrument spielen, das unser Hirn ist, wir werden eins mit dem Instrument — ja zuweilen glauben wir, daß das Instrument und wir ein und dasselbe sind. Wir akklimatisieren uns in der Verbannung. Aber wenn wir mit Gewalt dem Exil entrissen werden — dann kann es lange dauern, bis wir uns wieder daran gewöhnen.“

Der dicke, blonde Kommissar starrte verdutzt den schwarzhärtigen kleinen Doktor an, dessen Augen mit einer in sich gefehrten Glut brannten.

„Wie lange, glauben Sie, wird die Rekonvaleszenz dauern?“

„Rekonvaleszenz? Ja gewiß, so heißt es ja. Wer kann das wissen? Bierzehn Tage, einen Monat...“

„Drommels! Was soll ich denn so lange mit dem Menschen anfangen?“

„Sie müssen Nachforschungen anstellen“, sagte der Doktor, „unterdessen kann ich den Patienten bei mir beherbergen. Sie begreifen, es interessiert mich als Mann der Wissenschaft zu sehen, wie eine Seele es von Anfang an lernt, auf ihrer Klaviatur zu spielen.“

„Hm, ja, natürlich“, gab der Kommissar zu. „Aber“ — er starrte den Doktor bärbeißig an und sah aus wie ein mißtrauischer Edamer Käse — „keine Kunststücke, hören Sie!“

„Was meinen Sie, Herr Kommissar?“

„Keine Vivisektion an ihm! Von so etwas will ich nichts hören.“

„Seien Sie beruhigt“, sagte der Doktor mit einem Lächeln, das er vergeblich zu unterdrücken suchte. „Ich viviseziere keine Körper — möglicherweise“ — fügte er in sich hineinemurmeltend hinzu — „Seelen.“

3.

Dr. Zimmertürs Gast erwies sich als ein sehr stiller Geselle. Er nahm das Essen zu sich, das man ihm vorsetzte, er trank, was man ihm gab, er stand auf und ging zu Bett, wann man es verlangte. Er sprach keine Wünsche aus und erhob keine Proteste, er beanspruchte keine Unterhaltung und machte keine Szenen. Er war mit einem Wort ein idealer Pensionär. Aber einen Schlüssel zu seinem eigenen Rätsel gab er nicht.

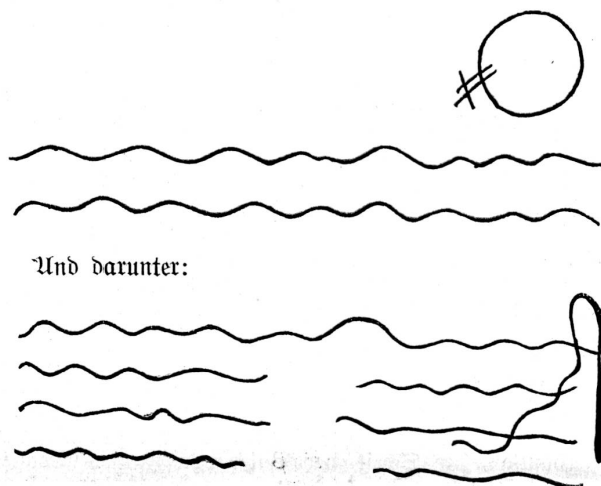
Vergeblich suchte der Doktor seine Aufmerksamkeit auf die Welt zu lenken, der er angehörte und doch wieder nicht angehörte. Er reagierte, aber wie ein Automat. Es fehlte ihm jede Neugierde, gerade so wie ihm das Gedächtnis fehlte. Als der Doktor schließlich seine Geige nahm und ihm vorspielte, schlief er ein. Mit einer Grimasse über diese Doppelkritik seiner selbst als Gelehrter und Musiker legte der Doktor die Geige wieder weg. Wo war der Punkt, von dem aus er in dieses versperrte Innere eindringen konnte?

Das Attentat am Achterburgwal war nicht nur geheimnisvoll; vom Verbrecherstandpunkt gesehen war es so ziemlich sinnlos. Das Opfer hatte ja sowohl sein Leben als auch sein Geld behalten, obgleich eine Handbewegung genügt hätte, um ihm beides zu rauben! Ließ sich das anders erklären, als daß es geschehen war, um einen lästigen Zeugen aus dem Wege zu räumen? Einen Zeugen wovon? Der Doktor, selbst beinahe Zeuge des Attentates, brannte vor Begierde es zu erfahren.

Schon am zweiten Tage nach dem Einzug des Unbekannten ereignete sich etwas, das möglicherweise ein Leitfaden durch die Geheimnisse war, aber sie auf den ersten Blick nur noch zu vermehren schienen. Es war am Nachmittag. Der Patient hielt sich im Ordinationszimmer des Doktors auf, in dem sich keine Besucher befanden. Als der Doktor ihn auf einen Stuhl setzte, blieb er still sitzen. Als der Doktor ihn zu den Bücherregalen führte, musterte er sie verständnislos. Als der Doktor ihm Zeichnungen und Bilder zeigte, sah er daran vorbei. Schließlich führte der Hausherr seinen Gast zum Schreibtisch, auf dem Papiere und Stifte lagen, und placierte ihn auf den Schreibtischstuhl. Ein Weibchen sah er still wie auf einem Operationsstuhl. Dann ergriff er einen Bleistift und begann damit zu spielen. Der Doktor erzitterte. Würde seine Hand dem Ausdruck geben, wofür seiner Zunge der Ausdruck fehlte? Plötzlich begann der Stift sich über den hingelegten Bogen Papier hin und her zu bewegen, dann fiel er dem Patienten aus der Hand; sein Blick verließ das Papier, glitt über die verschiedenen Gegenstände des Tisches und schien an einem sogenannten Ewigkeitskalender hängen zu bleiben — einem jener Dinger, die mit Hilfe einer Anzahl Pappdeckelscheiben Wochentag und Datum markieren. In Kenntnis seiner Zerstreuung pflegte ihn der Doktor nach jeder Ordination auf den nächsten Tag umzustellen. Der Anblick dieses Dinges — wenn es nun das war, was der Doktor von dem Pläze, wo er stand, nicht entscheiden konnte — schien dem Unbe-

kannten einen ebenso plötzlichen wie sinnlosen Schrecken einzuflöhen. Er fuhr aus dem Stuhl mit einem Geheul in die Höhe, das wirklich etwas von dem Klang des Wahnsinns hatte, und wie von einem Verfolger gejagt, stürzte er auf die Türe zu. Plötzlich machte er halt. War der Verfolger nur ein verfolgender Gedanke, und hatte er schon den schwachen Griff um das Hirn des Kranken gelöst? Wer konnte es sagen? Plötzlich sank er auf einen Sessel, gähnte zweier- oder dreimal und schlief ein.

Auf den Zehen schlich sich Dr. Zimmertür zu dem Schreibtisch. Was würde er zu sehen bekommen? Ein Geständnis? Eine Zeugenaussage? Was er sah, war dies: eine Anzahl Wellenlinien, wie Kinder sie zu zeichnen pflegen, quer über das Papier und darüber ein Kreis, hierauf einige ruhigere Linien, und in der Ecke, wo sie aufhörten, ein sonderbarer Schnörkel. So:



Das war alles. Ein sinnloses Gefasel, das Dr. Zimmertür ebenso aufmerksam studierte, als wenn es ein Autogramm von Shakespeare oder Napoleon gewesen wäre.

Bedeutete es etwas?

Natürlich bedeutete es etwas. Der eine oder andere Gedanke war hinter der Stirne des Patienten aufgetaucht, und seine Hand hatte ausgedrückt, was der Mund nicht ausdrücken konnte. Soviel stand fest. Aber gab die Zeichnung die Möglichkeit, in die versperrte Burg einzudringen? Ließ sie etwas von dem Manne selbst und seiner Vergangenheit ahnen?

Welche Aufschlüsse konnte eine Serie grober Wellenlinien über das Leben oder das Seelenleben eines Mannes geben? Sollte man aus ihnen schließen, daß er etwas mit dem Meere zu tun hatte, daß er Seemann oder Vergnügungssegler war? Er sah weder so noch so aus. War die Zeichnung von einem Künstler hingeworfen worden, dessen Hand mechanisch ein altes Motivo wiederholte? Dazu war sie zu unbeholfen — auch wenn man die Nonchalance der modernen Künstler in Betracht zog. Nein — die Zeichnung war sicherlich nur ein sichtbarer Niederschlag des einen oder anderen Gedankens, der in der Seele des Unbekannten geboren worden war und sie vielleicht beherrschte. Aber wie sollte ein Außenstehender daraus auf die Art dieses Gedankens schließen können? Darüber grübelte Dr. Zimmertür Stunde um Stunde; und wie immer, wenn er scharf dachte, grimassierte er heftig und machte viele Gesten gegen den Plafond und die Wände. Seine Gedanken schwebten über den nachlässig hingeworfenen Wellenlinien hin und her, gleich den Vögeln, die einer seiner Stammväter aus einem erdpechverfitteten Fahrzeug über regengeschwollene Meere auslachte. Gleich diesen Vögeln durchstreiften seine Gedanken die Räume, ohne einen Halt zu finden, und gleich ihnen kehrten sie so allmählich mit leeren Händen zurück.

(Fortsetzung folgt.)